

Friedrich Ernst Peters

Das ewige Bündnis

Friedrich Ernst Peters.

Friedrich Ernst Peters

Das ewige Bündnis

Friedrich Ernst Peters

Das ewige Bündnis

Digitale Edition : Friedrich Ernst Peters

Universität Potsdam 2012

Erschienen in Print:

Friedrich Ernst Peters: *Im Dienst der Form. Gesammelte Aufsätze*. Göttingen : Deuerlichsche Verlagsbuchhandlung, 1947, S. 22-27.

Dieses Werk ist unter einem Creative Commons Lizenzvertrag lizenziert:

Namensnennung - Keine kommerzielle Nutzung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen
3.0 Deutschland

Um die Bedingungen der Lizenz einzusehen, folgen Sie bitte dem Hyperlink:

<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/de/>

Herausgegeben von Ulrike Michalowsky

Online veröffentlicht auf dem Publikationsserver der Universität Potsdam

URL <http://pub.ub.uni-potsdam.de/volltexte/2012/5778/>

URN [urn:nbn:de:kobv:517-opus-57780](http://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:517-opus-57780)

<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:517-opus-57780>

Lieber junger Freund!

Als Sie mich in den Feiertagen mit Ihrem Vater besuchten, wurde aus dem erst abendlichen Beisammensein langsam ein morgendliches, und als wir uns endlich trennten, blieben Ihnen bis zur Abfahrt des Zuges, der Sie nach Frankreich zurückbringen sollte, nur noch zwei Stunden. Ich erfuhr das erst im Augenblick des Abschiedes, bedauerte Sie sehr um der verlorenen Nachtruhe willen und schickte mich einige Tage später an, Ihrem Vater als dem Senior unserer kleinen Gemeinschaft wegen dieser Ausschweifung gelinde Vorwürfe zu machen. Ihr Vater wies aber alles zurück mit dem Bemerkten, er habe Ihnen die Stunden in meinem Hause so sehr gegönnt, und es sei ihm unmöglich gewesen, mit der Mahnung zum Aufbruch Ihr Hingebensein an den Augenblick zu stören.

So will ich Ihnen denn heute sagen, dass auch mir die gemeinsamen Stunden sehr wertvoll gewesen sind, und Sie werden mir glauben, dass dies nicht geschieht, um eine liebenswürdige Äußerung von Ihrer Seite durch eine unverbindliche Verbindlichkeit zu vergelten. Solcher Alfanzereien müssten wir uns in dieser Zeit schämen. Wir wollen uns mühen, in unseren Worten immer ernst und würdig zu sein und das Wesentliche überall wenigstens zu suchen.

Seit Ihrer Reifeprüfung sind nun runde vier Jahre vergangen, Jahre des Dienstes in Frieden und Krieg. Es mag sich da an Ihnen manche Wandlung schon vollzogen haben; aber an dem Plan, Philologie zu studieren, halten Sie fest. Es wird denn wohl so kommen, dass Sie eines Tages als Lehrender vor jungen Menschen stehen, und darum meine ich, die Gedanken, die mich bewegen, müssten auch Sie angehen.

Ich habe das Verhältnis des Jünglings zum reifen Mann im Auge. Wir Männer in der Mitte des Lebens haben eine Zeitlang von der Jugend manchen kecken Angriff hinnehmen müssen, und in der äußersten Bedrängnis halfen wir uns wohl mit einer Berufung auf den Weltkrieg. Wenn uns junge Menschen von Einsatz-

bereitschaft, Opfersinn und Hingabe an das Ganze in einem Tone sprachen, als könnten wir unmöglich von solchen Dingen jemals gehört haben, so machten wir bescheiden geltend, dass wir im Weltkrieg doch etwas schon zur Tat gemacht hätten von dem, was ihr, der Jugend, vorläufig trotz der Ehrlichkeit und Leidenschaft ihres Bekenntnisses doch Wort bleiben musste. Damit erreichten wir dann zuweilen ein Verstummen, eine kleine Betretenheit, ein kleines Erröten.

Nun sind die meisten dieser jungen Leute schon kriegserprobte Soldaten, und als im Sommer vorigen Jahres der Heeresbericht Namen, die dem alten Soldaten je nachdem Wehmut, Trauer oder ohnmächtigen Zorn ins Herz gaben, als der Bericht Namen wie Calais, Amiens, Somme, Marne und Verdun mit überwältigenden deutschen Siegen in Verbindung bringen konnte, da war uns die letzte Waffe aus der Hand geschlagen.

Es hat mir sehr wohl getan, dass Sie, lieber junger Freund, der Verlockung zu billigem Triumphieren nicht erlagen, sondern aus der eigenen Kriegserfahrung zu einer schönen Ehrfurcht vor der Leistung des Weltkriegssoldaten geführt wurden. Wir haben auf diese Weise einen Punkt gefunden, von dem aus das unterbrochene Gespräch zwischen dem Jüngling und dem reifen Mann fruchtbringend weitergeführt werden kann. Es stand wohl zuweilen in der Gefahr, Gezänk zu werden. Das ist überwunden, seitdem ihr uns mit eurem Kriegserlebnis so nahe gerückt seid, wie es der Zeitabstand eines Menschenalters sonst nicht zulässt. Wir alle haben dem Tode unmittelbar ins Auge gesehen, und von diesem gemeinsamen Erlebnis der Mannesweihe her wird unserer Auseinandersetzung eine neue Würde kommen.

Darum kann ich Ihnen wohl heute gestehen, dass ich – und mit mir gewiss mancher andere – dem Ansturm eurer Jugend oft nur mit Mühe standgehalten habe. Unsere Jugend stand vor dem Hintergrund des siegreichen Krieges von 1870/71; wir meinten damals noch, die Geschichte sei nach allerlei krausen Umwegen mit der Gründung des Bismarckschen Reiches endlich doch an

ihr Ziel gekommen. Wir lebten in einem wirtschaftlich aufblühenden Land und in einem Kulturbesitz, dessen Wert nur erst Einzelnen fragwürdig geworden war. Unsere Väter waren die Kämpfer von 1870, und so wirkte alles zusammen, Eltern und Lehrer mit einer Autorität auszustatten, der ein Zweifel an sich selbst unmöglich kommen konnte. Ihr dagegen saht als heranwachsende Menschen auf das Trümmerfeld von 1918, auf dem wir, die wir so grausam aus unserer Lebenssicherheit herausgerissen waren, verstört und wirr Ordnung schaffen wollten. Alles war uns in Frage gestellt, und darum haben wir es euch gegenüber oft an der notwendigen Festigkeit fehlen lassen. Ihr konntet es nicht verstehen, wenn wir noch Bruchflächen untersuchten und versonnen aneinanderpassten. Euch erschien das als unleidliche Sentimentalität, als unverantwortliche Zeitvergeudung; ihr branntet darauf, den Platz erbarmungslos von allem Eingestürzten zu säubern, um für den Neubau Raum zu gewinnen, und wenn die Geschichte nach vielen Jahrhunderten des Schwankens und Irrs mit eurem Erscheinen auf der Erde endlich sich anschickte, fest und auf geradem Wege an ihr Ziel zu gehen, so enthüllte sich darin vonseiten der Weltleitung eine Gefälligkeit, die sie euch selbstverständlich schuldig war. Ihr saht nur gleichgültige Trümmer, wo uns noch ein Bau vor Augen stand, der uns einmal als Wohnstatt gedient hatte. Wenn ihr von Versen hörtet, die eure Väter in ihrer Jugend gemacht hatten, so meintet ihr, sie um solcher läppischen Dinge willen von Herzen verachten zu müssen. Wir konntet euch gegenüber nicht mit der erforderlichen Festigkeit auftreten, weil uns so viel in den Strudel der Bedingtheit hinabgeglitten war. Mit der neuen Welt aber, die heraufsteigt, werden sich die Maße wieder festigen, und *ihr* werdet einst vor euren Söhnen der stummen Beihilfe aller Lebensumstände derart wieder teilhaft sein, dass ihr der Jugend auch ihre Sehnsucht nach unbedingtem Gehorsam stillen könnt.

Ich weiß sehr wohl, lieber junger Freund, dass ich mit der Gegenüberstellung der Generationen in die Übertreibung geraten

bin. Es sollte damit gezeigt werden, wie es in beiden Lagern zu Fehlurteilen kam. Der Satz vollends, der von Versen geringschätzig spricht, kann Sie ja nicht treffen; denn ich weiß – Ihr Vater hat es mir gesagt – dass meine Gedichte bei Ihnen in Frankreich sind, und dass Sie viele dieser Gedichte Ihrem Gedächtnis eingeprägt haben, wie mir denn auch der Vorsatz bekannt ist, dass Sie während der beiden Friedensdienstjahre die „Antigone“ in ihrem griechischen Text auswendig lernen wollten, um den Geist für das Studium geschmeidig und aufnahmebereit zu erhalten.

Nun gedenke ich, Ihnen eine Frage vorzulegen. Vorerst aber muss ich Ihnen sagen, dass mich dazu nicht die Autoreneitelkeit treibt. Von nun an wollen wir ganz vergessen, dass einmal kurz von meinen Versen die Rede gewesen ist. Und so frage ich: *Ist Ihnen jetzt als Krieger im fernen Land die Beschäftigung mit Gedichten auch nur eine Art geistiger Gymnastik?* Nein, mein Freund, so kann es nicht sein.

Lassen Sie mich mit ein paar kleinen Beispielen erzählen, welcher Art meine Erfahrungen mit Gedichten in Kriegszeiten gewesen sind. Als wir am Morgen des 23. August 1914 über die neblige Heide vor Mons dem ersten Treffen mit den Engländern entgegengogen, ging mir im Marschieren Theodor Körners „Bundeslied vor der Schlacht“ durch den Sinn:

„Ahnungsgrauend, todesmutig
Bricht der große Morgen an,
Und die Sonne, kalt und blutig,
Leuchtet unsrer blut’gen Bahn.
In der nächsten Stunde Schoße
Liegt das Schicksal einer Welt.“

Das waren Dichterworte also, welche die Düsternis und Bängnis der Stunde schonungslos aussprachen und sie eben damit aufgrund eines unerklärbaren Vorganges so beiseiteräumten, dass die Welt wieder licht und vertrauenswürdig wurde. In der Marneschlacht führte man mich mit vielen andern gefangen

durch Château-Thierry, und wenn dort die erregte Bevölkerung mit allerlei Mordwerkzeugen in unsere Reihen einzubrechen versuchte, so kam mir Paul Gerhardt ins Gedächtnis mit dem Vers: „Er wird zwar eine Weile mit seinem Trost verziehn.“ Diese Worte schienen unter meine Verlassenheit das Siegel zu setzen und gaben mir dennoch die Gewissheit ins Herz, *nicht* preisgegeben zu sein.

Oft stand mit der Bedrohung des eigenen Lebens auch die schöne geistige Welt in Gefahr, in der ich vor dem Kriege so unbekümmert gelebt hatte. Die Verzagtheit wollte mir einflüstern, diese Welt sei eine Lüge der Dichter gewesen, die sich im Angesicht der unerbittlichen Kriegswahrheit nicht aufrechterhalten lasse. Dann führte mich ein Wort von Theodor Körner aus der Verwirrung zurück, und ihm, dem Soldaten, der verwundet, hilflos und todesbereit in einem Walde lag, sprach ich nach: „Mut! Mut! Was ich so treu im Herzen trage, das muss ja doch dort ewig mit mir leben.“ Mit solchen Beispielen könnte ich viele Seiten füllen. Wundert es Sie, dass hier so viel von Theodor Körner die Rede ist? Überkommt Sie die Versuchung zu einem kleinen Lächeln der Geringschätzung? Geben Sie ihr nicht nach! Wir sprechen hier doch von Jünglingen im Krieg, und darum meine ich, dass der Name des Sängers und Helden, der mit dem Tode sein schönstes Lied sang, hier wohl Forderungen erheben darf. Ich hätte sehr wohl auch Namen von höherem Rang heranziehen können; aber ich wollte ja zeigen, was Sie vielleicht auch schon wissen, dass nämlich der Soldat vor dem Feinde keine Zeit hat, Dichterworte nach den überheblichen Geschmacksforderungen seiner müßigen Stunden auszuwählen. Hier werden wir vom Wort ergriffen, ja, angefallen, und unsere Wahl vermag nichts. An den Marken des Menschlichen gibt es Erlebnisbereiche, wo das Dichterwort einer Rechtfertigung vor den Gesetzen der Kunsttheorie nicht mehr bedarf, wo ihm seine Gültigkeit von einem höheren Richter bestätigt wird.

Dem Dichterwort wohnt die Macht inne, von einer anderen Welt unmittelbar Zeugnis abzulegen. Haben Sie nicht auch erfahren, mein Freund, dass wir gerade vor der Drohung der physischen Vernichtung in einem gewaltigen seelischen Aufschwung der Unzerstörbarkeit unseres *Wesens* innewerden? Wenn es nicht so wäre, wie hätten wir dann unsere dumpfe, kreatürliche Angst überwinden können? In den Augenblicken der höchsten Bedrohung findet das Menschenherz unter dem Zuspruch des Dichters eine wunderbare Sicherheit, die eine Bestätigung ihrer Wirklichkeit in sich selbst trägt. Nein, dieser Zuspruch ist kein Narkotikum, keine schönrednerische Verbrämung erbarmungsloser Schicksalssprüche. Lesen Sie Schillers Gedicht „Kolumbus“, und ziehen Sie daraus die Anwendung auf das, was wir hier bedenken!

„Wär sie noch nicht, sie stieg‘ jetzt aus den Fluten empor.
Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde;
was der eine verspricht, leistet die andre gewiss.“

Wenn wir, wie die verzagten und missmutigen Matrosen, den Glauben verloren haben, dass unser umtobtes Schiff jemals eine jenseitige Küste erreichen wird, dann hebt die Gewissheit des steuernden Dichters eben *jetzt* die Küste der Ewigkeit verheißungsvoll aus dem stürmischen Meer der Zeit. Mit dem Genius steht nicht nur die Natur, steht auch *Gott* in ewigem Bündnis. Was der Genius verspricht, leistet Gott.

Haben Sie bemerkt, dass sich meine Stimme immer mehr und mehr dämpfte? Auf *dieses* Wort habe ich unsere wandernden Gedanken mit aller Behutsamkeit hingelenkt, mein Freund. Ich weiß ja, dass ihr jungen Leute leicht störrisch werdet, wenn man vor euch den Namen Gottes anruft. Nun bitte ich Sie herzlich: brechen Sie mir nicht aus! Wenn uns im Angesicht des Todes durch das Dichterwort eine wunderbare Sicherheit beschert wird, so wollen wir es dabei nicht bewenden lassen! Wir wollen uns zugeben, dass dem Dichter diese Gewalt nur verliehen ist, soweit er im Auftrage Gottes steht, und wir könnten also auch ohne al-

len Umweg sagen: „Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für.“ Die Welt ist neu und uralte in einem.

Mit herzlichen Grüßen und Wünschen bin ich Ihr

Friedrich Ernst Peters

März 1941.